

Zeitschrift: Heimatschutz = Patrimoine
Band: 84 (1989)
Heft: 2

Artikel: Von St. Louis bis Bern : nur Vorurteile und falsche Geschichten?
Autor: Schnebli, Dolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-175397>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nur Vorurteile und falsche Geschichten?

Von St. Louis bis Bern

Vor einigen Jahren hat ein Bild in der Tagespresse die Gemüter erhitzt. Es zeigte, wie ein Teil einer neueren Wohnsiedlung in St. Louis (USA) gesprengt wurde. Man begründete den Schritt damit, dass die «unmenschliche» Überbauung zu unlösbaren sozialen Problemen geführt hatte. Stimmt das? – Professor Dölf Schnebli von der ETH Zürich, der die Verhältnisse vor Ort kennt, antwortet.

Es begann mit einer Notiz auf meinem meist überladenen Tisch. Ich solle Marco Badilatti anrufen wegen St. Louis. «Endlich», dachte ich, «interessiert sich jemand für die Universitätsgebäude, die wir anfangs der 70er Jahre für die *Washington-Universität in St. Louis* bauten.» Tagelang kann ich oft einen Telefonanruf vor mich hinschieben. Ich telefoniere ungern. St. Louis – sogleich wollte ich diesen Anruf erledigen.

S.: «Grüss Gott, Herr Badilatti – Sie möchten von mir etwas über St. Louis wissen.»

B.: «Sie kennen doch sicher die Geschichte von den Häusern in St. Louis?»

S.: «Ich meinte, Sie interessieren sich für unsere Universität. Wissen Sie, ich bin Architekt. Per Zufall kenne ich die Geschichte mit den gesprengten Häusern ganz genau – kenne sogar den Herrn, der die Häuser sprengen liess. Sie sind wohl wieder einer von denen, die ihre persönlichen Vorurteile mit einer Geschichte belegen wollen, die ich schon oft falsch dargestellt lesen musste.»

Herr Badilatti kam dann auf das Thema des Buches «Rückbau und Wiedergutmachung» von Rudolf Schilling zu sprechen. Obschon ich ein untalentierter Telefonierer bin, begann ich zu argumentieren.

Am Ende meiner Tirade fragte mich Herr Badilatti, ob ich nicht die Freundlichkeit hätte, das eben Gesagte in ein paar Worten schriftlich zusammenzufassen. Da ich oft Mühe habe, nein zu sagen, sitze ich nun hier und versuche mich zu erinnern.

Was prägt was?

Ich glaube, man müsste zuerst unterscheiden zwischen Architektur und Bauen. Wenn Bauen zu Architektur wird, steht dahinter immer ein Architekt, der *baukünstlerische Absichten* verfolgt. Zu diesen zähle ich die Einordnung in die nähere und weitere Umgebung, das Verständnis und das Gefühl für Proportionen, Masse und die Zuordnung von Materialien. Dass die Bautechnik und die Funktionstüchtigkeit gewährleistet sein muss, betrachte ich als selbstverständlich. Das *soziale Umfeld* wird durch Architektur nicht verändert. Dass städtebauliche Konzepte anregen können, sich Gedanken zu machen über andere Arten von menschlichem Zusammenleben, ist sicher. *Le Corbusiers* städtebauliche Studien und Theorien sind die Fortführung einer alten Tradition und deshalb auch heute wichtiger, als seine Kritiker wahrhaben wollen.

Das Projekt *Pruit Jgoe in St. Louis* ist ein Fragment aus den Theorien Le Corbusiers. Meistens sind übernommene Ideen nicht identisch mit dem

Architektur - wozu?

«Das soziale Umfeld wird durch Architektur nicht verändert», schreibt Dölf Schnebli. Dann wäre alles baugestalterische Bemühen also nur ein ästhetisches Hobby profilierungssüchtiger Architekten, bezahlt von den Bauherren und den Benützern. Das glaubt Dölf Schnebli hoffentlich selber nicht. Wenn er im weiteren die gemeinschaftsfördernde Wirkung von Hochhäusern propagiert (oder doch das Gegenteil bestreitet), beweist er doch nicht, dass die Gestaltung der Überbauung *Pruit Jgoe* an den sozialen Problemen unschuldig war. Es ist ohne weiteres denk-

bar, dass eine humane Bauweise, in Verbindung mit sozialen Rehabilitationsprogrammen, die Probleme erheblich gemildert, wenn nicht zum Verschwinden gebracht hätte. Dölf Schnebli sollte nur einmal Kindern beim Spielen in verschiedenen Umgebungen zuschauen. Dann verstünde er. Das Projekt *Pruit Jgoe* erhielt 1951 eine Auszeichnung der *Association of American Architects*. 1972 wurde die Überbauung teilweise gesprengt. Warum? Dölf Schnebli sagt es selber nicht genau.

Hans Gattiker,
dipl. Arch. ETH

Original. Die Sozialbauten für Pruitt Jgo wären hier in Zürich heute beliebte Wohnungen. In St. Louis der 60er und 70er Jahre war das anders. Der subventionierte Wohnungsbau war nur offen für Leute, die in Armut lebten. Solche soziale Randgruppen können wir uns in Zürich nicht vorstellen. Das Resultat lautete, dass in diesen hohen Häusern nur Negerfrauen mit vielen Kindern hausten. Wären die Männer bei den Familien geblieben, wäre die finanzielle Unterstützung vom Staat ausgefallen.

Elend als Folge

Es entstand ein *neues Getto* – überbevölkert, Elend und Kriminalität. Rauschgift war in den USA schon damals ein Problem. Die Überbauung war auf Land gebaut, das zuvor von verlotterten Häusern der ersten Immigrationswelle vom Ende des 19. Jahrhunderts besiedelt war. Diese Häuser hatten einen Charme. Allerdings nur für den, der sie von weitem betrachtete. Holzstrukturen, mit Backsteinen verkleidet, ohne jegliche Isolation, ohne Sanitäreinrichtungen und von schlechterer Qualität als unsere Bauten der ersten Bauspekulationswelle. Drei Stöcke waren die Regel. Pruitt Jgo war teilweise 16stöckig. In der Stadt, die in der Ebene liegt, sind sie von überall zu sehen. Die Backsteinhäuser wurden zum Symbol der Misere der Neger. Wenn einer dieser Einwohner bei der Arbeitssuche seine Adresse nannte, war er sofort abgestempelt. Unten am Mississippi entstanden etwas später Luxuswohnungen in Turmhäusern.

Ein Teil der Häuser in Pruitt Jgo wurde gesprengt. Die *Bilder der Sprengung* gingen durch die Presse. Niemand schrieb über das Elend der Bewohner und die soziale Ungerechtigkeit des subventionierten Wohnungsbaues in den USA der 60er und 70er Jahre. Wohl aber wurden die Bilder von Soziologen und Journali-

sten als Beweis verwendet, dass man in 16stöckigen Häusern nicht leben könne.

Schweizer Fälle

Ein nächstes Beispiel ist die Siedlung *Gebelbach* vor den Toren Berns. Gebelbach wurde mit viel Sorgfalt geplant. Zu den Wohnungen wurden auch alle Arten von sozialen Einrichtungen gebaut. Doch das Bild der Siedlung entsprach nicht dem Gewohnten. Journalisten besuchten die Siedlung, und in einer TV-Sendung wurde lediglich von der Unmenschlichkeit einer solchen Überbauung berichtet. Als Resultat beklagten sich mehr als hundert Bewohner gegen die Art, wie die Siedlung präsentiert wurde. Aus diesen Briefen entstand ein ganz anderes Bild – das Bild einer Wohngemeinschaft, die sich in den verschiedensten Vereinen und Arbeitsgruppen organisierte.

Als letztes Beispiel erwähne ich die Türme in der *Hardau in Zürich*. Es wurde ein Jubiläum gefeiert – es waren wohl 20 Jahre seit der Einweihung. Es war mir ein Vergnügen, den Artikel hierüber in der *NZZ* zu lesen. Der Berichterstatter war erstaunt, dass er auf all seine Fragen, die eigentlich darauf abzielten, als Antworten nur Negatives in bezug auf das Leben in Hochhäusern zu erhalten, nur Ausdrücke des Wohlbehagens in der Siedlung bekam. Doch auch die Antworten der Bewohner der Hochhäuser in der *Hardau* werden nichts daran ändern, dass die gemachte Meinung vorherrschen wird, Wohnen in Hochhäusern sei unmenschlich.

Mir scheint es an der Zeit zu sein, die Fragen des Wohnens, des Städtebaues und der Architektur frei von Vorurteilen zu diskutieren. Sicher gehören dann auch Überlegungen dazu, warum neu bauen oft vernünftiger sein kann als bestehende Bausubstanz zu sanieren.

Prof. Dolf Schnebli

Faux bruits et préjugés

De St-Louis à Berne

Il y a quelques années, une photo avait fait le tour de la presse et échauffé les esprits: elle montrait comment on avait fait sauter, à St-Louis (Missouri) une partie d'un «grand ensemble». Cela confirmait, pensa-t-on, qu'un habitat «inhumain» engendrait d'insolubles problèmes sociaux. Etait-ce exact? – M. Dolf Schnebli, architecte et professeur au Poly, qui connaît bien les circonstances, répond à cette question.

«Le lotissement Pruitt Jgo, à St-Louis, dérive en partie des théories de Le Corbusier. Ce sont des constructions sociales qui, ici à Zurich, seraient considérées aujourd'hui comme d'agréables logements. Mais elles ont été subventionnées à l'intention de familles noires en proie à la misère et à de graves difficultés conjugales: les subventions n'étaient accordées qu'à la condition que seules les femmes et leurs enfants occuperaient les appartements. J'ajoute que ce complexe remplaçait un ensemble très délabré de maisonnettes de briques et de bois construites lors de la première vague d'immigration, au XIX^e siècle, et qui avaient leur charme – du moins à distance: c'étaient des logements sans équipements sanitaires, sans isolation et de plus mauvaise qualité que nos bâtisses des débuts de la spéculation.

Le ghetto qui s'était constitué dans le nouveau lotissement ayant entraîné surpopulation et criminalité, il a fallu en supprimer une partie. Le problème n'était donc pas architectural, mais social. Toutefois, dans la presse, personne n'a parlé de cet aspect des choses, ni des erreurs du système américain de subventionnement des années 60 et 70. Sociologues et journalistes se sont servis de ce cas comme preuve de

l'impossibilité de vivre dans des bâtiments de 16 étages.

Tout près de nous, le lotissement de Gebelbach, aux portes de Berne, illustre le contraire. Un reportage télévisé avait insisté sur l'aspect inhumain de ces logis pourtant fort bien équipés: plus d'une centaine de locataires protestèrent contre la façon dont l'affaire avait été présentée, et de leurs lettres émanait une tout autre image: celle d'une communauté d'habitation, organisée en diverses associations et groupes de travail. Idem pour les maisons-tours de Hardau, à Zurich: lors de leur 20^e anniversaire, un reporter de la *NZZ* a été étonné que toutes ses questions, appelant des réponses négatives sur la vie dans de telles bâtisses, ne suscitassent que des commentaires louangeurs sur le bien-être qu'on y ressentait! Mais cela n'a rien changé à l'idée reçue: cette forme d'habitat est inhumaine.

Il me semble qu'il est temps de discuter les questions d'urbanisme et d'architecture en dehors de tous préjugés. On pourrait certainement réfléchir du même coup aux raisons pour lesquelles il est souvent plus rationnel de construire du neuf que de rénover la substance architecturale existante.»